

Die Tragik in des Kaisers Leben.

Eine deutsche Zeit- und Kriegs-Betrachtung

von

Gerhard Tolzien,
Domprediger in Schwerin in Meckl.

— 45. Tausend. —

Motto: Kaiserkronen tragen ihre Tränen, aber zeigen sie nicht.
Emil Frommel.

Verlag und Druck
der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt,
Berlin SW 61, Johanniterstraße 4/5.

Preis 0,25 M. 10 Stück 2,— M.

Die Tragik in des Kaisers Leben.

Wir wandeln nicht leicht auf den glatten Wegen des Paradiesesgartens, wir stampfen mühsam in den rauhen Furchen des Erdenackers. Schweiß des Angesichts und als Lohn dafür Kummer des Herzens, das ist uns zugesagt, das können wir verlangen. So tritt die Tragik ein in jedes Menschen Leben. Auch in das der schlichten Seele.

Aber, je größer ein Mensch, desto größer die Tragik. Inwiefern?

Bei dem Großen ist die Notwendigkeit, Leid zu erleben, größer. Wer ist groß? Der über das Mittelmaß hinauswächst, der von seiner Höhe aus mit Adlerblick neue ferne riesenhafte Ziele schaut, der auch Geist und Kraft hat, diese Ziele wirklich zu verfolgen, und ob er auch die ganze Welt aus den Angeln heben sollte. Je größer der Mensch, desto größer seine Ziele, ja, desto — unerreichbarer. Und darum auch desto größer der Schmerz über die unerreichten. Ein schlichter Bauer, der nichts weiter kennt als seinen Hof, kann schließlich nur seinen Hof verlieren; aber Napoleon, der ganze Welten zu umfassen suchte, hat auch um ganze Welten Leid getragen. Freilich, Napoleon ist auch aus allen seinen Himmeln gestürzt. Aber auch die Großen, die niemals stürzten, die vor der Welt gewaltige Ziele erreichten, immer haben sie doch gelitten um das, was sie nicht erreichten. Luther war am Ende seines Lebens schwermütig und reizbar; da die Tatkraft ihm verlosch, sah er abschließend weniger auf die neu gewonnenen evangelischen als auf die nicht gewonnenen katholischen Länder. Goethe zeichnet uns im „Faust" sein eigen Bild, das Bild des Mannes auf den Höhen des Lebens, der mitten in den Schätzen alles Erreichten doch verzweifelt über das, was er nie erreichen kann. Bismarck klagte an der Schwelle des Grabes oft gar zum Befremden seiner Umgebung, als ob er umsonst gelebt habe. So also ist bei dem Großen die Notwendigkeit, Leid zu erleben, größer.

Und weiter, auch die Fähigkeit, das Leid zu fühlen, ist bei ihm größer. Was den Menschen groß macht, ist nicht sein Körper sondern sein Geist. Je größer aber, je reicher ein Geist, desto empfindsamer ist er. Herden von Menschen leben in ziemlichem Stumpfsinn dahin und sind nicht fähig, weder im Glück noch im Unglück Besonderes zu empfinden. Ihre Seele ist wie eine Pfeife, die man sich selber aus Weidenruten schneidet: mehr als zwei Töne vermögen sie nicht von sich zu geben. Aber die Seelen großer Menschen sind wie kunstvolle Orgeln, die in immer neuen Tönen, bald gewaltig bald sanft, bald jubelnd bald klagend erklingen können. Wie sie das Leben bis zu seinen höchsten Höhen durchmessen, so steigen sie auch bis zu seinen tiefsten Tiefen hinab. Goethe litt Schmerzen, die unter hundert ihm nicht zehn überhaupt nur nachfühlen können. Schiller hätte von sich selber sagen können: „Unter Larven die einzig fühlende Brust." Es fehlt dem Niedrigen für das Höhere, dem Einfachen für das Vielumfassende, dem Geringen für das Erhabene das Verständnis.

Also, je größer ein Mensch, desto größer die Tragik. Das ist die Rechnung, die von der Naturwelt aufgestellt wird.

Aber auch umgekehrt: je größer die Tragik, desto größer der Mensch. Das ist die Gegenrechnung, die von der Menschenwelt aufgestellt wird.

Solange die Großen von dem Leid nicht aufgesucht werden, sondern nur in Sonnenglanz und Höhenluft weit über unseren Häuptern dahinwandeln, bleiben sie auch in demselben Maße unseren Herzen fern. Hohe Meilen liegen eben zwischen ihnen und uns. Sie sind wie Halbgötter, wir sind arme Menschen. Wir starren sie an und wenden uns dann schließlich mit einem Seufzer von ihnen ab, nicht weil uns „vor der Götter Neide graute", sondern weil wir ja doch nichts mit ihnen gemeinsam haben. Es ist die erzwungene Gleichgültigkeit, mit der der Arme vor dem Schaufenster sich wegwendet von dem Anblick der Reichtümer, die ihm nichts nützen können, weil sie niemals sein eigen sein werden. Unser Kaiser, wenn er infolge seiner hohen Auffassung von seinem Beruf, zumal in seinen ersten Regierungsjahren, bisweilen das Gottesgnadentum seiner Stellung und die unbeschränkte Geltung seines erhabenen Herrscherwillens mit glänzenden Worten verkündete, wurde dadurch in einen so überirdischen Zauberglanz von Kaiserherrlichkeit erhoben, daß er in Gefahr geriet, den vom Erdenjoch gedrückten Untertanenseelen seines Volkes ferner zu rücken.

Aber tritt das Schicksal in des Großen Leben ein, d. h. schafft er nicht nur wie ein Gott, sondern leidet er auch wie ein Mensch, so tritt er eben dadurch uns menschlich näher, und, sofern wir nun anfangen, ihn um so mehr zu lieben, wird er gerade jetzt für uns erst recht ein um so Größerer. Fürst Bismarck war als Kanzler ein Mensch auf dem Gipfel aller irdi-

schen Macht, alles irdischen Glanzes; die Welt lauschte, Europa schwieg, wenn er redete; das deutsche Volk ehrte, fürchtete ihn, es liebte ihn auch wohl, aber nur aus der Ferne. Da trat das Leid ein in sein Leben. Der Alte war noch im Vollbesitz seines wunderbaren Geistesreichtums; so ungebrochen, sah er sich plötzlich aus den Bahnen des Weltengebieters zurückgeschleudert auf die Scholle des Gutsbesitzers. Sein Leid ähnelte fast dem ungeheuren des großen Napoleon, nur daß bei diesem doch durch seine böse Schuld alles den bösen Strafcharakter trug. Aber was war die unmittelbare Folge? Wie Reichskanzler Hohenlohe in seinem Tagebuch berichtet, sagte der junge Kaiser in jenen trüben Tagen das Wort: „Wenn die Leute glauben, daß ich Bismarck etwa nach Spandau schicken werde, so irren sie sich. Ich denke nicht daran, aus Bismarck einen Märtyrer zu machen, zu dem man wallfahrten würde." Aber Spandau war nicht erst nötig, Friedrichsruhe genügte vollkommen. Als aus dem Fürsten, der herrschte, der Mensch wurde, der litt, aus dem Göttergleichen unseresgleichen, da fiel eben damit die fernende Schranke zwischen ihm und uns, da stand er vor uns als Mensch vor Menschen, da erst wurde er mit einem Schlage der erklärte Liebling des Volkes, den sie umdrängten, der schier sagenumwobene Siegfried, zu dem sie wallfahrteten. Das Leid warf ihn an aller Deutschen Herz, verklärte ihn vor aller Deutschen Augen.

Der junge Kaiser war es, der die Tragik in des Helden Leben trug. Aber — **auch in des Kaisers Leben selber trat bald die Tragik ein.**

Freilich zunächst mehr heimlich, leise — **und mehr nur das Verhältnis des Kaisers zu seinem Volk berührend.**

Bei Goethe war es das „Alles-wissen-wollen", das ihm Schmerzen schuf, bei dem Kaiser ist es das „Alles-beglücken-wollen". Nie bestieg ein deutscher Kaiser, auch Joseph II. nicht, den Thron seiner Väter mit so hohen Idealen, mit so begeisterten Plänen, mit so leuchtenden Zielen, wie Wilhelm II. Von Gott auf seinen Platz gerufen, wollte er seinem Volk, jedem einzelnen in ihm, ein Führer sein zu den Höhen des Menschtums, zu Wohlstand und Zufriedenheit, zu Bildung und Gesittung, zu Gebet und Gottvertrauen. Alles an dem Wollen dieses Kaisers ist gut und rein, schön und edel, warm und freundlich. Aber auch stark und stürmisch, und zwar um so mehr, als zu dem Wollen hinzukommt auch der Glaube an das Können, und zwar das Können aus eigenster Person. „Die Sozialdemokratie überlassen Sie nur mir, mit der will ich schon allein fertig werden," sagte der Kaiser zum Fürsten Bismarck. Vor seinem Geist schwebte das Bild einer Zukunft, einer baldigen, in der die wetternd zusammengeballten Massen der deutschen Arbeiterschaft durch den unwiderstehlichen sieghaften Sonnenglanz der kaiserlichen Persönlichkeit sich wieder aufgelöst hatten in lauter einzelne zufriedene, dankbar ihrem

Kaiser zugetane Seelen. Wie er sich von Gott bestellt fühlte, so auch von Gott erleuchtet und getragen. Hoffnungsvoller kann die Lerche nicht in die Lüfte steigen, als er dem Völkerfrühling entgegenstrebte.

Womit zu rechnen dem Kaiser ferne lag, das ist die rauhe Wirklichkeit, die doch schon das Alte Testament predigt, daß „des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding" ist. „Wer mißtrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist", dieser Satz in dem bekannten Kaiserbekenntnis ist durchaus bezeichnend; dieser schönen Seele, die durchglüht ist von dem Wunsche, alles zum besten zu kehren, ist es zunächst natürlich, arglos zu sein, gerne zu vertrauen, vorauszusetzen, daß edles Wollen auch immer auf edles Wollen stoße, daß, was warm und freudig gegeben wird, auch warm und freudig genommen, dankbar anerkannt werden müsse. So paßt das Wort auf den Kaiser. Aber nicht paßt es — auf die Welt. Und darum, ob es auch schön ist, so ist es doch gefährlich, nach ihm zu handeln. Die Enttäuschungen müssen kommen, und sie sind gekommen. Man soll sich einmal Mühe geben, nachzuempfinden, was alles durch des Kaisers Herzen gehen mußte, als er Jahr für Jahr, Schritt für Schritt erfuhr, daß es ihm erging wie dem, der nach dem Regenbogen hascht, daß er trotz seines edelsten Strebens doch seine Ziele nicht erreichte; ja, daß man ihn nicht einmal in seinem Streben verstand; daß man ihn verkannte, tadelte, daß man sich an ihm ärgerte, von ihm abkehrte; daß statt der erhofften Reichsbeglückung etwas ganz anderes das Ergebnis war: das Umgekehrte, Neue, für das erst das neue Wort eigens gefunden werden mußte: die Reichsverdrossenheit. Da liegt wirklich im Leben des Kaisers eine Tragik. Gerade edle offene wohlwollende Seelen leiden bitter, wenn sie auf Verschlossenheit und Uebelwollen stoßen; und zwar je edler, desto bitterer. Wenn der Engländer und Ehrenmann, Minister Grey, dem an der Stelle des Herzens ein Krebsgeschwür sitzt, schließlich wird den gerechten Schimpf ernten müssen, so wird er höhnisch das alles wie Mist mit seinem Pferdefuß beiseite scharren; aber, wer alles, was in ihm edel und schön und stark ist, darangesetzt hat, um das Beglückendste in der Welt zu schaffen, wer gerufen, gebeten, gelockt hat, wer sich selbst verschenkt hat, — dem, wenn er verschmäht wird, bohrt sich die Kränkung wie ein vergifteter Dolch in das Herz bis zur Tiefe, und, wie das schwarze Blut, so sickert Tropfen um Tropfen Glaube und Vertrauen zur Erde. Wenn das Bösegemeinte auf Widerstand stößt, auch das mag hart sein; aber wenn das Gutgemeinte auf Widerstand stößt, das ist viel härter. Daß der Kaiser doch allezeit prunkvoll regierte, durch Städte und Länder reiste, Feste feierte, glänzend redete, das alles darf uns nicht täuschen.

Auch unter schimmernder Kaiserrüstung kann ein Menschenherz in aller Stille ein Martyrium durchringen. Und Fürst Bülow hat einmal selber in schwerer Krisis eben dies Wort gesprochen: „Der Kaiser fühlt sich als ein Märtyrer." Auch dem Kaiser in eigner Person war es natürlich, bisweilen seinem Volk gegenüber in Worte auszubrechen, ganz nach seiner jedesmaligen Stimmung oder Verstimmung: resigniert, verbittert, tadelnd, drohend.

Aber das alles waren doch mehr nur Wolken im Hintergrund, durch die die Sonne hindurchdrang; es mochte sich nicht gerne hervorwagen, es wurde überstrahlt von den Huldigungen, die andererseits immer wieder alle Welt dem Kaiser darbrachte; es war nur der Unterton des glänzenden Kaisermarsches. **Die eigentliche herbe Tragik ist heute durch den Weltkrieg in des Kaisers Leben da.** Nicht als ob wir meinten, er könnte besiegt werden. Dann freilich wäre es wohl um sein ganzes Kaisertum geschehen, denn das ist das Ziel, davon die Gegner träumen. Schon haben sie mit St. Helena geprahlt. Aber daran verschwenden wir keinen Gedanken. Wohl wissen wir, daß, wenn wir auch sichtlich schon jetzt mit Franzosen und Russen fertig werden, doch Engländer, Japaner, Afrikaner und Konsorten uns noch zu schaffen machen können. Aber wir vertrauen doch, daß Gott mit diesem Kaiser sein wird, daß an ihm sich das Wort des Heilands erfüllen wird: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater." Auch hoffen wir, daß er keinen seiner Söhne wird opfern müssen, obwohl er, gleich dem gemeinen Mann, dazu bereit ist und sie wie andere in die Front gestellt hat. Aber, auch wenn der Kaiser im Kreise seiner Söhne triumphierend als unerhörter Sieger durch seiner Hauptstadt Tore zurückkehrt, gerade dann sollen wir einmal inne halten und verstehen, in seinem Herzen zu lesen. Bei allem Stolz, bei aller Freude, bei allem Dank wird es doch seine Wunde tragen. Den Lorbeerkranz des Kriegers, den man ihm um die Stirne winden wird, hat er nie begehrt; er wird seine Stacheln fühlen; er wird ihn auch, wie er überhaupt gerne anerkennt und lohnt und schon bisher gelohnt hat, in Hochherzigkeit vor aller Welt von der eignen Stirn nehmen und seinem braven Heere überreichen. **Worin ihn dieser Krieg für alle Zeit getroffen hat, das ist sein Verhältnis zur ganzen Welt.**

Der Kaiser erkannte sein Volk als Weltvolk, seine Macht als Weltmacht, seine Stellung als Weltstellung. Als Deutscher Kaiser war er eine Schicksalsgestalt für den ganzen Erdball, und auch dessen war er in hohem Pflichtgefühl sich bewußt. Er wollte nicht nur sein Volk, er wollte die Welt beglücken als evangelischer Friedenskaiser.

„Friede auf Erden," — das war das Streben, der Traum dieses Kaiserherzens. „Der Friedenskaiser", — den Namen be-

gehrte er einst auf dem Deckel des Sarges, im Buch der Geschichte. Als Wilhelm II. zur Regierung kam, traute man dem jungen stürmischen Herrn kriegerische Gelüste zu. Weil man ihn nicht kannte. Es heißt, daß er als Knabe 1870 auf ein Schlachtfeld geführt und dort ohnmächtig geworden sei; von da an habe sich ihm ein Schaudern vor dem Krieg unauslöschlich eingeprägt. Das mag Gerede sein; jedenfalls hat der Kaiser ein Schaudern vor dem Krieg. Nicht ein weichliches; er ist ein stahlharter Soldat, der unsere Landmacht auf höchster Höhe erhalten, unsere Seemacht überhaupt erst geschaffen hat. Aber ein sittliches; er hat im Herzen die Liebe und würde es nicht über das Herz bringen, einen Krieg anzuzetteln, um seiner Greuel willen. Und dem entspricht seine ganze Regierung. Er hat sich um die ganze Welt bemüht. Er hat sichtlich um sie geworben, daß er auch sie zum Frieden stimme, mehr als irgendein anderer Fürst. Wie fest er zu seinen Bundesgenossen gestanden hat, versteht sich ohne Worte. Aber auch zu Rußland hat er immer gestanden. „Die Freundschaft zu Rußland ist mir immer heilig gewesen," telegraphierte er noch um 12 Uhr an den Zaren. Das ist der richtige Ausdruck: „heilig" ist sie ihm gewesen. Für England hat er mehr Neigung und Liebenswürdigkeit, mehr Reisen und Annäherungen gehabt, als manchem steiferen und zurückhaltenderen Gemüt lieb war. Aber die Engländer sind Germanen wie wir; und der Kaiser weiß, was für ein Segen, was für ein Fortschritt in der Kultur das bedeuten würde, wenn die germanischen Völker sich zusammenschlössen gegenüber den Slawen und Romanen; er weiß, daß England und Deutschland im Bunde miteinander mit einem Male der Weltfriede und die Weltfreude wäre; darum ließ er das Ziel nicht aus den Augen. Und, was er den Nachbarn gab, gab er auch dem Gegner, den Franzosen: immer ist er ihnen entgegengekommen, ihnen nachgegangen, um sie zu versöhnen. Gegen alle anderen Staaten aber, auch gegen die geringeren, trieb er edle und gerechte Politik. Das braucht nicht weiter ausgeführt zu werden: zu klar steht ja vor uns das Charakterbild unseres Kaisers; ja, wir wissen, daß in der öffentlichen Meinung seiner Politik bisweilen höchstens der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie zu nobel sei für diese Welt. Der Engländer Chamberlain in Bayreuth schreibt in einem Aufsatz über die „deutsche Friedensliebe": „Ich bin dem Kaiser nicht oft, doch unter besonders günstigen Umständen begegnet: außerhalb der Hofetikette, zu zwanglosem Meinungsaustausch, unbelauscht. Ich sage, daß in dieser bedeutenden Persönlichkeit zwei Züge mir über alles bemerkenswert erschienen, als die zwei ‚Dominanten' ihres ganzen Fühlens, Denkens, Handelns: das tiefe nie weichende Gefühl der Verantwortung vor Gott und — hierdurch eng und streng bedingt — der energische herrische, ja der ungestüme Wille, Deutschland den Frieden zu bewahren. Deutschlands Macht, die seiner Fürsorge soviel verdankt, sollte

nicht Krieg heraufbeschwören, vielmehr den Mißwollenden Frieden aufzwingen. Seine Taten beweisen es ja; denn, wo auch in den letzten zehn Jahren die Lage für Deutschlands Ehre fast unerträglich ward — und dafür sorgte England nach Möglichkeit —, er war's, der Kaiser, der immer wieder den Frieden durchsetzte. Nicht etwa, daß es in Deutschland eine Kriegspartei gegeben habe; das ist eine Times-Lüge; wohl aber gab es verantwortungsvolle Staatsmänner und Soldaten, die mit Recht sagten: ‚Wenn England und seine Kumpane Krieg um jeden Preis wollen, dann lieber sofort.' Der Kaiser aber konnte bei seinem Gott dies Argument nicht durchsetzen; er stieß das Schwert in die Scheide zurück. Kein Wunsch — dessen bin ich innerlichst überzeugt — überwog bei Wilhelm II. den einen, auf seinem Sterbebett sich sagen zu können: ich habe meinem Lande unverbrüchlich den Frieden bewahrt, die Geschichte wird mich den ‚Friedenskaiser' nennen. Schenkt aber Gott den deutsch-österreichischen Waffen den Sieg, den vollkommenen, niederschmetternden Sieg — was wir alle von ihm erflehen, auch wir Nichtdeutschen, insofern uns das Wohl und die Kultur der gesitteten Menschheit höher steht als nationale Eitelkeit — dann, aber auch nur dann, genießt Europa eines hundertjährigen Friedens, und der Wunsch des großen und guten, von seinen Standesgenossen so schmählich betrogenen Fürsten wird doch noch in Erfüllung gehen, glorreicher als er es sich gedacht hatte, zugleich ganz Deutschland zur Rechtfertigung vor Verleumdung und Lüge: erst recht wird er dann „Friedenskaiser" heißen, da er und sein Heer als ihr eigenstes Werk den Frieden geschaffen haben werden." So schreibt einer, der zwar in Deutschland lebt, aber doch in England geboren ist. Weil er den Kaiser kennt. So, genau so müssen alle Kabinette der Großmächte urteilen, die mit dem Kaiser zusammengearbeitet haben. Sonderlich jetzt. Sie müssen, wenn sie es auch natürlich nicht — sagen. Sie wissen, wie er sich mit dem ganzen Temperament seiner Persönlichkeit, mit der ganzen Kraft seiner Sittlichkeit gegen den Krieg gestemmt, wie er den Zaren an die alte heilige Freundschaft erinnert, wie er England beschworen hat. Wie er Rußland dann zwölf Stunden Bedenkzeit gab! Wie er, als die Frist abgelaufen war, noch sieben Stunden zögerte, ehe er mobil machte! und nochmals wartete! Wie er, als schon mobil war, doch noch wieder hinter seinen Truppen im Elsaß her den Befehl sandte, noch nicht anzugreifen, weil er von England Vermittlung erhoffte. „Bis Dienstag noch nicht!" Es hat Deutschland einen Vorsprung geraubt, — und doch, wir möchten das Bild nicht missen im Buch der Geschichte! Dies Bild des wartenden, des wartenden Kaisers! Der „beharrt bis ans Ende" als ein Wächter über unsrer Ruhe, als ein Eckart über unsrem Frieden! Und in wahrhafter Rührung, mit dankbarem Stolz rufen wir: „Heil, Kaiser Dir!"

In dem allem aber ist freilich, was auch Chamberlain richtig hervorhebt, eins der Grundzug, der die ganze Gestalt des Kaisers scharf umrändert, das ist die Religiosität, das Christentum. Er selber hat immer wieder vor aller Welt seinen Willen, der Welt Frieden und Glück zu schaffen, begründet mit seinem Gewissen, das sich vor Gott verantwortlich fühlt. Er will der Friedenskaiser sein, und zwar der christliche, der evangelische. Wie er selbst sagt: seit der Kindheit an Gottesfurcht gewöhnt, und bis in das Mannesalter hinein ständig begleitet von einer innerlich frommen Gattin, hat er mit Fleiß jede Gelegenheit benutzt, um sich rückhaltlos zu seinem Gott, zu seinem Heiland zu bekennen. Er wollte auch hierin wirken auf sein Volk, auf die Welt. Schon im Anfang seiner Regierungszeit wandte er sich in seinem bekannten Bilde, das den Buddhismus der gelben Rasse zeichnet, an ganz Europa: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter." Für die Heidenmission hat er immer ein warmes Herz gehabt; die ganze ihm dargebrachte Jubiläumsspende hat er ihr und nur ihr überwiesen innerhalb unserer Kolonien. Innerhalb des Reiches aber war sein Ideal der Zusammenschluß aller evangelischen Landeskirchen Deutschlands etwa zu einer „deutschen evangelischen Reichskirche", unter möglichster Fühlungnahme mit den außerdeutschen evangelischen Kirchen. Man mag zu diesem letzteren Ziel stehen wie man will, jedenfalls hat der christliche Idealismus des Kaisers etwas Großes Schönes und Wahres. Dem Kaiser würde auch das tüchtigste und reichste deutsche Volk doch immer wie ein verkümmertes erschienen sein, solange es nicht auch ein christliches war. Was brauche ich davon zu reden? Hören wir nur jetzt seine Kriegstelegramme. Da ist keines, auch nicht eines, das nicht vom Dank gegen Gott redete „in tiefster Demut". Den gezogenen Degen hat der Kaiser vor den Augen seiner Truppen emporgehalten gen Himmel wie einen Finger! Und die sieben Stunden, die er noch gewartet hat vor der Mobilmachung! Immer wieder fallen sie mir ein! Niemand unter uns hat ihn in den sieben Stunden gesehen. Aber eines mögen wir gewiß glauben: Gott sah ihn! Spricht Jesus zu Nathanael: „Da du unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich."

Und in dem allem hat der Kaiser doch immer gehofft, es müsse ihm, seiner Persönlichkeit und seinem Beispiel, seinem Wollen und seinem Wirken, seinem Rufen und seinem Werben, schließlich doch gelingen, das Ziel zu erreichen, die Massen im Volk zu beleben, die Könige auf den Thronen sich zu verbrüdern. Er meinte, daß sie wären wie er.

Wie haben sie ihn getäuscht! Wie haben sie ihn behandelt! Wie haben sie ihn verraten!

Selbst der Bundesgenosse? Italien? Aber, es ist merkwürdig, welch eine Zurückhaltung im Urteil über Italien geübt wird. Es ist, als sei eine allgemeine Losung ausgegeben. So

soll auch hier die Sache dahingestellt bleiben. Daneben steht freilich die deutsche Treue, mit der unser Kaiser zu Oesterreich stand — selbstverständlich.

Aber die andern alle. Zwar Frankreich nehmen wir aus. Frankreich ist wenigstens immer ein ehrlicher Feind gewesen und hat sich als solchen gegeben. So soll ihm auch seine schließlich heimliche Mobilmachung, in der Abhängigkeit von Rußland verbrochen, nicht angerechnet werden. Und Japan zählen wir nicht mit. Die Japaner sind Asiaten, Barbaren, Farbige, Heiden. Bei solchen Leuten wundert man sich nicht, wenn sie plötzlich, vollständig nackend, nur mit einem Dolch bekleidet, in das Haus einbrechen. Aber Rußland. Zwar das Volk weiß von nichts. Auch der Zar weiß wohl nicht viel mehr. Eine Zeitung brachte als Bild den Zaren, wie er dem Kaiser den Judaskuß gibt und zugleich ihn hinterrücks zu erdolchen sucht. Der edle vertrauensvolle Ausdruck auf des Kaisers Gesicht ist hübsch getroffen, aber dem Zaren wird das Bild unrecht tun. Seine Depeschen an den Kaiser: „wirke auf Deinen Bundesgenossen! ich kann dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht lange mehr widerstehen", werden ganz ehrlich gemeint gewesen sein und die Lage richtig gezeichnet haben. Dem Zaren, der ein weiches friedliches Herz hat, ist die Pistole auf die Brust gesetzt worden. Alle genaueren Ausmalungen sind natürlich wertlos, weil sie nur Vermutungen sind. Aber, wer nun auch in Rußland die Kriegspartei gebildet hat: Minister, die herrschen wollten, oder Großfürsten, die ihre Schulden bezahlen wollten, — sie jedenfalls haben den Deutschen Kaiser schändlich betrogen, da sie sein edles Herz mit edlen Worten behandelten, sein Vertrauen heuchlerisch ausnutzten, während sie heimlich mobil machten, um ihn zu überfallen.

Und dann England! England! England verdient eine Abhandlung für sich. England ist das Volk, das in der Welt das Wort „Gentleman" geprägt hat, — dies Wort, das soviel Nobles mit wenig Buchstaben umschließt, so viel, daß man es mehr nur fühlen als sagen kann. Laßt euch nicht täuschen! Schlagt die Bibel auf! Die Schlange ist die erste, die in der Welt das Wort: „Gott" ausspricht. England ist der Mephistopheles in der ganzen Tragödie. Richard III. konnte nur ein Engländer sein, und England ist heute wie ein einziger Richard III. Wir wollen nicht alles einzelne aufzählen, was England auf englische Art getan hat: wie es schon in Friedenszeiten heimlich herumgeschlichen ist in der Welt, mit Japanern sich verbrüdert und mit Marokkanern sich in die Ohren geflüstert und mit allen gefeilscht hat, um uns einzukreisen, während zur selben Zeit seine Kriegsschiffe im Kieler Hafen sich gastfreundlich von uns feiern ließen; wie es jetzt im Kriege neben aller offenbaren Untüchtigkeit in wahren militärischen Leistungen nur in völkerrechtswidrigen Dingen etwas leistet, im Gebrauch von Dum-Dum-

Geschossen, in der Verletzung neutraler Häfen, in Meuterei und Freibeuterei, in Erfindung der albernsten Lügennachrichten, in erbärmlichen Bestechungs- oder Erpressungsversuchen bei allen Großfirmen, im dreisten Hausieren bei allen Fürstenhöfen. Wollte man das alles aufzählen, man müßte ein Lexikon schreiben mit allen Buchstaben. Oder — wo ist da irgend etwas Anständiges, Großes in der ganzen englischen Kriegführung? Das einzige bisher, wogegen sich völkerrechtlich nichts einwenden läßt, ist das, daß England uns seine sonst schwer erreichbaren Landtruppen freundlich herübergesandt hat, daß wir sie hier desto bequemer zu Paaren treiben können. Also — keine Einzelheiten! Nur mit drei raschen grellen Scheinwerfern wollen wir das Große und Ganze seiner Schandtat beleuchten. England hat ein Verbrechen begangen an der Mission in Afrika, an der Kultur in Europa, an dem Evangelium in der Welt. Zunächst an der Mission in Afrika. England war bisher ein missiontreibendes Volk. Und gerade darum versteht es auch etwas von Mission. Es weiß, daß die Heiden das Christentum wegwerfen werden, wenn sie sehen müssen, daß die Christenvölker sich geradeso blutig schlagen, als ob sie noch Heiden wären; daß es darum für die Mission ein Lebenswunsch sein muß, den Krieg der Christen vom afrikanischen Schauplatz fernzuhalten. Es ist auch unter den Völkern vereinbart, daß ein etwaiger Krieg zwischen ihnen nicht in die Kolonien hineingetragen werden solle. England tut es jetzt trotzdem und würgt so die Mission. Aber das ist eine fernliegende Sache für sich. England frevelt auch an Europa selber, zunächst an seiner Kultur. England gehört der germanischen Rasse an, es ist das Volk, dem unser Kaiser und unser Volk sich immer blutsverwandt gefühlt hat, mit dem zusammen wir das germanische Wesen durchsetzen sollten in der Welt. Wir nannten uns gegenseitig „Vettern"; wir waren so treuherzig, und sie waren so — hochherzig. Nun ist aber gerade das das weltgeschichtlich Bedeutende an diesem Krieg, daß er die große lange hinausgeschobene Auseinandersetzung zwischen Slawentum und Germanentum bringt. Das ist jetzt die Frage: ob Europa dem Germanentum gerettet oder dem Slawentum ausgeliefert werden soll? Eine Kulturfrage, denn das Germanentum ist ein Mutterboden, das Slawentum ein Knüppeldamm für die Kultur. Da — stellt sich dies Volk auf die Seite des Slawentums. Noch ungeheuerlicher freilich ist es, daß es auch Japan herbeiruft. Aber das würdigen wir erst völlig, wenn wir es als Frevel, nicht nur an der Kultur Europas, sondern auch an dem Evangelium in der Welt betrachten. England ist, wie ein germanisches, so auch ein evangelisches, ein reformiertes Volk. Es hat auch darin mit Deutschland eine große gemeinsame Geschichte. Aus England ist Wiclef als erster Vorreformator hervorgegangen; aus seinen Schriften begeistert, hat Huß die Bewegung in Deutschlands Gaue, in Böhmens Berge

übertragen. Und wiederum in Deutschland ist die Reformation erstanden und von dort dann von dem Erzbischof Thomas Cranmer, dem edlen Märtyrer, auch nach England verpflanzt. Da liegt eine geschichtlich gewordene gemeinsame heilige Aufgabe beider Völker: der Schutz der evangelischen Sache. Unser Kaiser, wie gesagt, hat diese Aufgabe stets vor Augen gehabt. Und jetzt in diesem Krieg war es Zeit, ihrer zu gedenken. Denn wie hat der Zar diesen Krieg öffentlich genannt? „Den Entscheidungskampf gegen Germanentum und — Protestantismus." Es ist wahr, fällt jetzt Deutschland, so fällt auch die evangelische Kirche. Und da verbündet sich England, das evangelische, mit dem toten griechischen Christentum, ja, noch mehr — mit dem lebendigen japanischen Heidentum. Der Kaiser warnt schon vor Jahren vor der gelben Gefahr, am Himmel steht das Gespenst der Zukunft, daß diese gelbe Rasse einmal den Einfall bekommen könnte, nach Europa vorzustoßen, — England, selber gelb geworden vor Neid, bringt sie darauf, ruft sie herbei. So verrät das germanisch-evangelisch-europäische Volk nicht nur das Germanentum an das Mongolentum, auch das Christentum an das Heidentum, ganz Europa an Asien. Wohl, das wissen wir: wenn England erst mit Hilfe Rußlands und Japans Deutschland niedergeschlagen hat, dann will es immer weiter der Reihe nach auch Rußland und Japan niederschlagen. Ebensowenig wie ein starkes Deutschland will es ein starkes Rußland oder ein starkes Japan. Es wünscht seinen lieben Bundesgenossen genau dasselbe Verbluten wie uns. Es hat nur darum sich mit ihnen verbündet, weil es auf diese Weise hoffte, ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, durch das beide Parteien gleicherweise sich aufreiben. Natürlich ausgenommen England selber. Es denkt gar nicht daran, sich selber einzusetzen. Es sendet die Fußtruppen, die ihm auf der Insel unbequem sind, die Indier, die ihm in ihrer Heimat nicht sicher erscheinen, aber seine eigentliche Macht, die Flotte, will es schonen. Damit es, wenn alles tot ist, allein noch lebt. Wer könnte auch England etwas anderes zutrauen? Schon merken es ja die Verbündeten selber, zumal die armen Belgier. Aber — wenn es England nun nicht gelänge? Wenn das Ende wäre, daß Rußland die Vorherrschaft bekäme oder gar Japan? So hat England alle geschichtlichen Zusammenhänge zerrissen, alle geschichtlichen Aufgaben vergessen; es ist aus Wuchersinn, aus Geldgier zum Blutsverräter, zum Brudermörder, zum Baalspriester geworden. Und bei alledem hat es noch dem Kaiser die Frechheit ins Angesicht geboten, daß es ihm den Krieg erklärte — als Beschützer des verletzten Völkerrechts, als edler Hort des überfallenen kleinen Belgiens. Also, wenn Frankreich nun seinerseits durch Belgien marschiert wäre, dann hätte wohl England den Krieg an Frankreich erklärt!? Und das sollen wir glauben? Da paßt das Wort vom dummen Teufel. Ein schöner Beschützer des verletzten Völkerrechts!! So erscheint

Richard, der Herzog von Gloster, mit Andachtsbuch und Rosenkranz auf der Plattform des Schlosses; so hüllt sich Mephistopheles in die Juristen- und Philosophenmaske, so küßt Ischariot den Heiland. Wer weiß denn nicht, warum England den Krieg erklärte? Warum überhaupt? Wie Rußland aus Herrschsucht, wie Frankreich aus Rachsucht, so England aus Scheelsucht. Aus Krämerneid. Weil es die 30 Silberlinge verdienen möchte. Warum gerade jetzt? Wie Genosse Japan aus Feigheit, die die gute Gelegenheit ausnutzt. Damit aber die Welt von dem allem nichts merke, hat es nach dem Maße seiner großen Begabung (unter Mitwirkung der Franzosen) schon seit Jahren durch alle Weltteile einen planmäßigen Verleumdungsfeldzug gegen den Kaiser in der Presse eröffnet; und mit ihrem „the Keser" hier und „le Keser" da brandmarken sie gerade ihn als den von Kriegswut Besessenen, bis hin zu der gemeinen Ausmalung, der Kaiser habe mit Reichsmitteln weite Besitzungen in Amerika sich gekauft, um etwas zu haben, wenn er hier verjagt sei. Es bewahrheitet sich wieder das geflügelte Witzwort: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, Lügen ist Britannia." Bis in die Kirche hinein schleicht die Heuchelei. So heißt es in einem amtlichen englischen Kirchengebet: „zeige Deutschland und seinem Kaiser das Unrecht, ohne gerechte Ursache anzugreifen. Mache ihnen klar, daß du nichts segnen kannst, was nicht von dir ausgeht, und überzeuge sie, daß alle diejenigen, welche das Schwert nehmen, sollen durch das Schwert umkommen." Aus England zurückgekehrte Frauen berichten, daß dort am Schlusse des Gottesdienstes gebetet worden sei: „Herr Gott, nun haben wir für die Unseren gebetet; aber getreu der christlichen Lehre wollen wir nun auch für unsere Feinde beten: du hast den Geist des Deutschen Kaisers mit Wahnsinn umnachtet, du hast den deutschen Kronprinzen veranlaßt, Selbstmord zu begehen; nun laß, o Herr, deines Zornes genug sein und sei ihnen wieder gnädig!" Man weiß wirklich nicht, was man am meisten bewundern soll: die Dummheit, solche Lügen auszusprechen, die doch in Bälde an das Licht kommen müssen, oder die Widerlichkeit, daneben aufzutreten als ein Beter für seine Feinde, oder die Lästerung, das alles dem Allwissenden aufzutischen und ihn darüber hinaus noch zu erinnern an „die christliche Lehre". Hier kann man das Herzklopfen lernen. Das ist England, das perfide, das infame. Wohl, wir wissen, daß wir Fremdwörter nicht mehr gebrauchen mögen. Aber diese beiden müssen wir uns zurückbehalten für England, da die deutsche Sprache nicht Gelegenheit gefunden hat, Eigenschaftswörter zu prägen, die England treffend genug bezeichnen. Hübsch hat jemand gesagt: „So, wie keine Wohlgerüche Arabiens den Blutfleck von der Hand der Lady Macbeth zu tilgen vermochten, so wird auch kein Weihrauch der Weltgeschichte jemals den Schandfleck von der Hand Englands entfernen können."

Ich sprach jetzt mit einem einfachen Arbeiter; der sagte zu mir in seiner plattdeutschen Sprache: „Ick mücht woll mal den Kaiser int Hart kieken; wo den Mann woll tau Maud is; dat sünd doch all sin Frün'n west." Auch dieser schlichte Mann hat ein deutliches Gefühl dafür, daß der Kaiser ins Herz getroffen sein mußte, als ihm jetzt die Augen darüber aufgingen, mit welcher planmäßigen Berechnung die, denen er als Freund sich anbot, schon durch Jahre hindurch das umgarnende Kriegsnetz um ihn herum gesponnen hatten, mit welch roher Gefühllosigkeit ihn Vetter und Freunde ohne Grund mit Krieg überzogen, mit welcher Sittenlosigkeit vollends England alle seine hohen sittlichen Ideale durchkreuzt und zunächst vernichtet hatte, mit welcher Undankbarkeit die Welt, die er durch einen Frieden ohnegleichen beglücken und bessern wollte, nun plötzlich ihm das Kriegsschwert aufzwang, so daß er jetzt ein Blutbad ohnegleichen in ihr anzurichten berufen wurde, da sie schlecht ist und schlecht bleiben will. Zwar der Kaiser hat vom Balkon seines Schlosses aus feste und gefaßte Worte geredet, die ein starkes Herz offenbarten. Aber, der da geredet hat, ist nicht nur ein Kaiser vor seinem Volk, er ist auch Mensch in seinem Hause, ein ich in seiner Kammer, und wenn der Kaiser aus ihm redet, muß der Mensch in ihm schweigen. Als die Balkontüren sich hinter der straffen Kaisergestalt schlossen, als die Vorhänge den leuchtenden Helm wieder verhüllten, da hatte das Volk seinen Kaiser gesehen; aber niemand, weder vorher noch nachher, ist Zeuge dessen gewesen, wie der Kaiser allein war, als Freund mit seinem Weibe, als Mensch mit seinem Gott. Schonungsvoll und achtungsvoll wallt vor den Blicken des Volkes der Vorhang nieder, und hinter ihm verborgen, endlich eine Minute unbeobachtet, kann der Kaiser einmal Zwang und Spannung und Straffheit abtun, den schweren Purpur von sich streifen, der lästigen Majestät sich entledigen und die wie aus Marmor gemeißelten Kaisermienen lösen in ein einfaches zuckendes Menschengesicht, das heiß, wie ein Kind über ein zerbrochenes Spielzeug, sich ausweinen möchte über eine zerbrochene Welt. Ein Menschenherz kann viel in dieser Welt verlieren, es kann tiefe Wunden erleiden, es kann einsam werden; aber einsamer kann es nicht werden, als dann, wenn es seinen Glauben verliert. Dann steht es vor dem Nichts und muß von vorn anfangen zu lernen. Und eben das ist dem Kaiserherzen widerfahren. Der Kaiser mußte jetzt seinen Glauben verlieren; nicht seinen Glauben an Gott — daß der doppelt in ihm aufleuchtete, haben wir gesehen —, aber seinen Glauben an die Welt und an „die Fürsten dieser Welt", seine Freunde und Vettern. Denn nie hat einer so wie er auf Treu und Glauben gebaut, auf Treu und Glauben gehandelt, nie ist auch einer so, wie er, auf Treu und Glauben heimlich betrogen und schließlich ohne Treu und Glauben öffentlich

angefallen worden. Das muß seinem Herzen eine Lebenswunde schlagen. Je freundwilliger ein Herz ist, desto empfindsamer ist es bei einer erfahrenen Unfreundlichkeit; je begeisterter es aus sich herausgegangen ist andern entgegen, desto verbitterter, wenn es abgelehnt wird, zieht es sich in sich selber zurück. Wilhelm II. erlebt es, daß einem Menschen auch im Getriebe des Kaiserschlosses die Einsamkeit ins Herz schleichen, auch in der Umhüllung des Kaisermantels die Seele im Leibe frieren kann. Salomo war sprichwörtlich in seiner Herrlichkeit, ein gekröntes Haupt im Sonnenglanz irdischer Weisheit und irdischen Reichtums; und doch tönt von seinen Lippen das Wort der Weltmüdigkeit: „Alles ist eitel." Das mag, wenigstens für stille Momente des Ueberdenkens, ein Echo in des Kaisers Seele finden. Er ist wie einer, dem die Liebe gestorben ist. Was bleibt ihm denn übrig? Als einziger Freund unter seinesgleichen der Bundesgenosse auf Oesterreichs Thron, und der ist greise und müde, mit einem Fuß im Grabe. Und die andern alle? Der Kaiser wird fortan Serben und Montenegriner wieder vergessen, Japan keines Gefühls würdigen, Frankreich verzeihen, Rußland bedauern, Belgien Gutes tun, England verabscheuen, — aber ihnen allen wird er mißtrauen, auf immer nur mißtrauen. Und das wird es sein, was seinem Herzen so schwer gegen die Natur gehen wird. Der Zar hat jetzt, im Hinblick auf den Kaiser, von dem „falschen Feind" gesprochen. Oder — die Zeitung sagt, er habe so gesprochen. Ein Wort, das nur in den Rahmen der ungeheuerlichen Gewissenlosigkeit unserer Gegner paßt. Es ist bezeichnend, daß der Kaiser nicht so und überhaupt nicht über seinen früheren Freund gesprochen hat. Wer wirklich eine schmerzende Wunde hat, der rührt nicht daran. Gerade Rußlands Vorgehen hat dem Kaiser als Person doppelt wehe getan, denn in Rußland ist der Krieg nicht wie in England durch Verhältnisse gemacht, sondern durch fürstliche Personen, die der Kaiser persönlich nahe kannte. Und doch sind auch dem Kaiser schon Worte ausgepreßt worden. Als er an den Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas einen Protest gegen die barbarische Kriegführung der Feinde richtete und vor aller Welt ausrief, daß ihm „das Herz blute" angesichts solcher Greuel, da fühlte man es, daß er nicht nur eintrat für sein tapferes Heer, weil er es schützen mußte vor Verleumdung und vor Mißhandlung, sondern auch schließlich für sich selber, weil er es nicht tragen konnte, daß er, gerade er nun durch die feindliche Presse in der Welt als Mordbrenner verschrien, als „Attila" gezeichnet werden sollte.

Mit solchen schmerzlichen Erfahrungen bereichert, zieht nun der Kaiser seinen Pfad der Pflichterfüllung weiter. Das hat er gesehen, daß man heute schon selber niederträchtig sein muß, wenn man in der hohen Politik mit den andern Schritt halten will.

Dennoch wird er dazu sich nie herabwürdigen. Schon hat er das gezeigt. Als Rußland und Frankreich ihre Armeen gegen ihn warfen ohne vorherige Kriegserklärung, natürlich nur, um den Schein des Angriffskrieges zu vermeiden und dadurch Italien die Neutralität zu ermöglichen, hat der Kaiser doch seinerseits seine Armeen erst dann dagegen gesandt, nachdem er vorher den Krieg förmlich erklärt hatte. Man hätte wohl gewünscht, er hätte eine andere als die übliche Form gefunden, etwa die, „daß er sich als ohne Kriegserklärung mit Krieg überfallen betrachten müsse", so daß die Sache klar gezeichnet und der italienischen Regierung nicht gar zu leicht gemacht gewesen wäre. Jedenfalls aber trat hervor, wie der Kaiser, auch wenn niemand mehr das Völkerrecht ihm gegenüber beobachtet, doch seinerseits es allen gegenüber weiter beobachten will. Auch der Einmarsch in Belgien widerspricht dem nicht. Es ist nicht erst jetzt durch alle eroberten Dokumente, sondern war von Anfang an sonnenklar, daß Belgien gar nicht als ein neutraler, sondern als ein mit England und Frankreich heimlich verbündeter Staat betrachtet werden mußte, und darum war unser Einmarsch, den wir gleichwohl reichlich wieder gutmachen wollten, völlig berechtigt. Und man hätte auch da wohl gewünscht, daß der Reichskanzler vor der Oeffentlichkeit von vornherein weniger verbindlich sich auf diesen Standpunkt zurückzuziehen verstanden hätte. Ja, noch zum zweiten Male hat der Kaiser schon als Sieger den Belgiern die Hand angeboten. Er wird wohl in Zukunft kälter, härter, schroffer, rücksichtsloser, niemandem mehr zu Liebe oder zu Dank, Politik machen; er wird sich danach richten, daß hartes Eisen besser arbeitet als weiches Gold, aber doch wird er nie etwas tun, was nicht recht und anständig ist. Und darin, sofern es den Erfolg vermindern kann, liegt auch eine Tragik.

Aber das Leid übt auch einen Rückschlag. *Was dem Kaiser von dieser Zeit genommen worden ist in bezug auf sein Verhältnis zur Welt, das ist ihm von ihr wiedergegeben worden in bezug auf sein Verhältnis zu seinem Volk.*

Hat er es überhaupt nötig, daß ihm etwas wiedergegeben werde? Was alles sie ihm auch genommen haben, eins konnten sie ihm nicht nehmen, sein gutes reines Gewissen vor seinem Gott und damit seinen Frieden in Gott. Wir können Gott auf 1000 nicht 1 antworten, auch ein Kaiser nicht. Aber, wenn dann die 1001. Frage lautet: „Ob er, soviel an ihm war, Frieden gehalten hat mit jedermann," dann kann er frei und klar seine Augen aufschlagen, und sein Vater im Himmel, der alles weiß, wird ihm sein „Ja" von seinen Lippen nehmen. Das weiß er. Und dies Bewußtsein hilft ihm über vieles jetzt hinweg. Simei, der widerliche Geselle, schmähte den vereinsamten König David und rief: „heraus, heraus, du Bluthund, du loser Mann." Der treue

Abisai sprang dazwischen und sagte: „sollte dieser tote Hund meinem Herrn, dem Könige, fluchen? ich will gehen und ihm den Kopf abreißen." Aber David sprach: „laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen." Buchstäblich so roh ist das, was jetzt die feindliche Presse über den Kaiser schreibt. Uns zuckt es in den Gliedern, wie dem Abisai. Aber der Kaiser trägt es wie David. Groß und still. Es scheint doch so, als ob er wirklich etwas geschmeckt hätte von dem Davidswort: „er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen." Das ist fein.

Aber doch ist ihm noch darüber hinaus wiedergegeben worden. Sein Volk ist jetzt ein Geist und ein Wille ohne alle Parteiung, groß wie 1813, größer noch als 1870. Schöneres konnte dem Kaiser nicht widerfahren. Das schönste aber ist, daß er diese Einmütigkeit sich selber als sein persönliches Verdienst zuschreiben kann. Wie ist man in den feindlichen Ländern aufgebracht gegen die eignen Regierungen, gegen den Zaren, der sich gängeln läßt, gegen den König, der nichts vor sich bringt, gegen den Präsidenten, der im Alkoven sich verkriecht. Wie aber reicht bei uns jeder dem Kaiser die Hand! Mögen sie sich nur alle gegen ihn zusammenrotten in dem sehr richtigen Gefühl, daß ihrer einer allein ihm nie begegnen kann. Wir halten die Wagschale in der Hand, und sie alle im Verein fliegen in die Höhe bis in die Wolken, er aber wird hinuntergezogen, mitten unter uns hinein. Da ist kein Bürger so verärgert, kein Arbeiter so verständnislos, keine Jugend so unwissend, daß sie es nicht alle durchfühlten: der Kaiser hat keine Schuld; der Kaiser hat uns den Frieden bewahren wollen, hat ihn uns bewahrt eigentlich länger, als er konnte; aber er ist unbeschreiblich behandelt worden! Und darum, mit der Gerechtigkeit, die im letzten Augenblick immer in des Volkes Seele aufwacht, fühlen sie sich nun auch alle mit ihm beleidigt, scharen sich alle um ihn, schlagen alle in der Wut des Herzens mit ihm zu. Man kann wohl sagen: der Einheitsgedanke, der jetzt alle Deutschen beseelt, findet seine Verkörperung in des Kaisers Person; der Blick auf den Kaiser ist es, den sie alle gemeinsam haben. Auch er, nachdem die Tragik erst in seinem Leben sichtbar geworden ist, wird nun von seinem Volke erhöht, gefeiert, und, wie um ihn zu trösten, zu entschädigen, windet es jetzt ihm den Kranz der Liebe um sein Haupt. Das macht seine Person, die klar und rein war im edlen Friedenswirken. Der Kaiser erntet, was er gesät hat.

Auch du sollst das alles in der Stille bei dir durchdenken; sollst dann auch deinerseits ein immergrünes Blatt solchem Kranz der Liebe hinzutun, mit dem Wunsche, daß er ihn noch Jahre trage als Friedenskaiser. Dazu habe ich geschrieben.

Abisai sprang dazwischen und sagte: „sollte dieser tote H[illegible] meinem Herrn, dem Könige, fluchen? ich will gehen und ihm den Kopf abreißen.“ Aber David sprach: „laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen.“ Buchstäblich so roh ist das, was jetzt die feindliche Presse über den Kaiser schreibt. Uns zuckt es in den Gliedern, wie dem Abisai. Aber der Kaiser trägt es wie David. Groß und still. Es scheint doch so, als ob er wirklich etwas geschmeckt hätte von dem Davidswort: „er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen.“ Das ist sein.

Aber doch ist ihm noch darüber hinaus wieder gegeben worden. Sein Volk ist jetzt ein Geist u[illegible] ein Wille ohne alle Parteiung, groß wie 1813, grö[illegible] noch als 1870. Schöneres konnte dem Kaiser [illegible] widerfahren. Das schönste aber ist, daß er diese Einmüt[illegible] sich selber als sein persönliches Verdienst zuschreiben kann. [illegible] ist man in den feindlichen Ländern aufgebracht gegen die ei[illegible] Regierungen, gegen den Zaren, der sich gängeln läßt, [illegible] den König, der nichts vor sich bringt, gegen den Präside[illegible] der im Alkoven sich verkriecht. Wie aber reicht bei uns [illegible] dem Kaiser die Hand! Mögen sie sich nur alle gegen ihn zusammenrotten in dem sehr richtigen Gefühl, daß ihrer einer allein ihm nie begegnen kann. Wir halten die Wagschale in der Hand, und sie alle im Verein fliegen in die Höhe bis in die Wolken, er aber wird hinuntergezogen, mitten unter uns hinein. Da ist kein Bürger so verärgert, kein Arbeiter so verständnislos, keine Jugend so unwissend, daß sie es nicht alle durchfühlten: der Kaiser hat keine Schuld; der Kaiser hat uns den Frieden bewahren wollen, hat ihn uns bewahrt eigentlich länger, als er konnte; aber er ist unbeschreiblich behandelt worden! Und darum, mit der Gerechtigkeit, die im letzten Augenblick immer in des Volkes Seele aufwacht, fühlen sie sich nun auch alle mit ihm beleidigt, scharen sich alle um ihn, schlagen alle in der Wut des Herzens mit ihm zu. Man kann [illegible] sagen: der Einheitsgedanke, der jetzt alle Deutschen beseelt[illegible] seine Verkörperung in des Kaisers Person; der Blick [illegible] Kaiser ist es, den sie alle gemeinsam haben. Auch er, [illegible] die Tragik erst in seinem Leben sichtbar geworden ist, wird [illegible] von seinem Volke erhöht, gefeiert, und, wie um ihn zu tr[illegible] zu entschädigen, windet es jetzt ihm den Kranz der Liebe [illegible] sein Haupt. Das macht seine Person, die klar und rein war im edlen Friedenswirken. Der Kaiser erntet, was er gesät hat.

Auch du sollst das alles in der Stille bei dir durchdenken; sollst dann auch deinerseits ein immergrünes Blatt solchem Kranz der Liebe hinzutun, mit dem Wunsche, daß er ihn noch Jahre trage als Friedenskaiser. Dazu habe ich geschrieben.